

„Wozu brauchen wir Geschichte?“ wird oft in einem Ton gefragt, der die Antwort „Wir brauchen keine“ vorwegnimmt - wir sollten lieber vorwärts schauen, als im Staube wühlen, heißt es dann jeweils noch dazu. Eine „Geschichte“ ist ja eigentlich einfach eine Erzählung. In Sprache gefasst, und in der Zeit sich entfaltend, Wort für Wort. Geschichten orientieren sich auch an der Zeit. Gewöhnlich sind Erzählungen in irgendeiner Zeit, real oder imaginär, angesiedelt. „Die“ Geschichte pflegt genau in Jahreszahlen anzugeben, wann das, wovon die Rede ist, geschehen sei.

Geschichte als Ausdruck

Wozu brauchen wir Geschichten? Es geht gar nicht ohne. Geschichten sind eine Grundform bewussten sprachlichen Ausdrucks und Verständnisses, wir brauchen sie ständig, ob wir wollen oder nicht. Auch unsere Herkunft und Vergangenheit erfassen wir notwendig als eine Geschichte - historisch korrekt oder anders. Geschichten scheinen eine Grundform der Organisation von menschlichen Bewusstseinsinhalten zu sein, für uns als einzelne wie als Gemeinschaften.

Wir haben als Menschen mit Bewusstsein und Sprache eine Fähigkeit, welche Tiere nicht zu haben scheinen: Wir können uns jederzeit irgend etwas ver-gegenwärtigen - Zukünftiges, Fremdes, Außerirdisches - wenn es eigenes Vergangenes ist, reden wir von „er-innern“. Und wir können mit Hilfe unserer Sprache bewirken, dass es sich bei anderen ebenfalls ver-gegenwärtigt. Auch gesunde Menschen können sich vorstellen, krank zu sein, auch als Gesunde können wir uns mit Kranken identifizieren, wie überhaupt mit Fremdem. Wir könnten uns also jederzeit fast unendlich viel vorstellen - das ist zu viel.

Darum müssen wir auswählen, weglassen, gewichten; wir müssen in jedem Moment wieder das eine als bedeutsam wahrnehmen und das andere als unwichtig ausklammern. Und dazu dienen uns eben Geschichten: als Orientierung im Dschungel des Wahrnehmbaren. Sie befähigen uns, unsere Welt und uns selbst jederzeit beschränkt und strukturiert genug wahrzunehmen, dass wir uns dazu koordiniert ausdrücken und verhalten können - ob als einzelne oder als Gruppen.

Freilich zeigen verschiedene Geschichten uns Verschiedenes, je nach dem, wie sie Haupt- und Nebenfiguren, Haupt- und Nebenschauplätze und Zusammenhänge organisieren, je nach Identifikation, Perspektive und Horizont der Erzählenden, ihrer Sprache, ihrem Können, ihren Absichten. Eine Krankheit kann als Krankengeschichte, als Folge eines Fehlers, als Geschichte einer Heilung erzählt werden. Jede Geschichte zeigt manches und manches andere nicht und ist also mehr oder weniger geeignet, etwas Bestimmtes zu zeigen oder zu verbergen. Wir brauchen Geschichten, aber es dürfen weder zu viele noch zu wenige sein, weder zu widersprüchliche noch zu widerspruchsfreie, die keinen Spielraum lassen.

Wenn wir nur eine einzige haben und diese für die Welt hielten, so könnten wir dieser nur eine einzige Bedeutung geben und allzu vieles bliebe aus unserer Wahrnehmung ausgeklammert. So sähen wir manches zu scharf, ohne Schatten, ohne Tiefe, und müssten anderes mit allzu viel Aufwand verleugnen.

DogmatikerInnen aller Art - religiöse, wissenschaftliche, politische FundamentalistInnen - haben diese Schwierigkeit, Leute, die viel mit Macht und Ohnmacht zu tun haben. Totalität hat nur eine einzige, dogmatisch gehandhabte Geschichte, sie weiß immer klar, was auf welche Weise einzuordnen ist, was was bedeutet und was nichts bedeutet. Das macht die empfindungslose Härte der Macht aus, aber auch ihre Brüchigkeit.

Heute denkt und redet die Macht mit Vorliebe in der Sprache des Geldes - Sie wissen, wie klar diese auch das Gesundheitswesen erfasst: Ausbildungskosten, Stundenlöhne, Betten-, Therapie-, Organkosten usw. Und Kosten-Nutzen-Rechnungen ermöglichen es ihr auch zu bestimmen, ob und wie sinnvoll eine Pflege, eine Behandlung, ein Leben oder ein Tod sei.

Mit allzu vielen, bzw. allzu widersprüchlichen Geschichten aber ist uns auch nicht gedient. Wir verlieren dann leicht die Orientierung, weil wir damit alles so oder anders ansehen könnten. Wir können dann keine Prioritäten mehr setzen, unsere Handlungen nicht mehr koordinieren, weder individuell noch kollektiv, wissen nicht mehr, wer wir sind und werden funktionsuntüchtig. Ich denke da zum Beispiel an Krankenschwestern, die gleichzeitig einfühlsame Begleiterinnen der Kranken, Pflegewissenschaftlerinnen, ärztliche Assistentinnen, autonome Frauen, kämpferische Mitglieder der Pflegeorganisationen verkörpern sollen oder wollen - so entsteht Stress, Verwirrung und Identitätskrise, individuell und sozial.

Heilende Geschichte

Geschichten stehen in enger Wechselwirkung zu Befindlichkeiten. Wer Schmerzen hat, redet anders, als wer sich wohlbefindet. Aber wer Schmerzen hat, redet darüber auch anders, je nachdem er oder sie diese in eine Leidens-, eine Kranken-, eine Schuld- und-Sünhegeschichte einbaut, oder in eine psychische Entwicklungsgeschichte. Erleben prägt Geschichten, aber Geschichten prägen auch das Erleben.

Geschichten gestalten Erfahrung - so können sie der Erweiterung des Erlebens dienen, können die Erlebnisfähigkeit aber auch bis zur Verstümmelung beschneiden. Manche verfangen sich in der eigenen Leidensgeschichte so, dass sie Wohlbefinden kaum noch wahrnehmen können, manchen muss ihre Leidensgeschichte angeboten werden, damit sie sich nicht mehr in der Verleugnung ihrer Schmerzen erschöpfen müssen. In Psychotherapien sieht man immer wieder, wie sich Biographien plötzlich ganz anders darstellen, wenn sich das Befinden ändert. Umgekehrt können manchmal ganz neue Lebensgefühle aufkommen, wenn neue lebensgeschichtliche Erzählweisen möglich werden, wenn neue Geschichten aus der Vergessenheit oder der aktiven Verdrängung oder dem Geheimbereich hervorgeholt oder aus bislang unbeachtetem biographischem Material neu zusammengesetzt werden können.

Der amerikanische Psychotherapeut James Hillman nennt daher ein „Geschichten-Bewusstsein“ an sich schon etwas Therapeutisches - schon das Bewusstsein, dass dasselbe Leben auf verschiedene Weise erzählt werden kann, bringt etwas Erlösung. Therapie hat für Hillman mit dem Um-Erzählen von Krankengeschichten zu tun, mit einem Finden von anderen lebensgeschichtlichen Erzählungen aller Art (Hillman, 1974).

Michael White, ein australischer Familientherapeut, arbeitet ähnlich: Menschen und Familien, sagt er, suchten dann Therapien auf, „wenn die Geschichten, mittels derer sie ihre Erfahrungen beschreiben bzw. sich von anderen beschreiben lassen“, nicht mehr taugten, weil zu viele andere Erfahrungen den geltenden Erzählungen widersprachen (White, 1990). Whites therapeutischer Ansatz besteht daher darin, in ge-

meinsamer Arbeit mit seinen KlientInnen deren Ausführungen als Erzählungen zu begreifen und dann nach Ereignissen zu suchen, die dazu nicht passen. Diese Ereignisse, die im Rahmen der herrschenden Geschichte bedeutungslos, störend, zufällig erschienen waren, werden dann „historisiert“, das heißt zu neuen, zusammenhängenden Geschichten zusammengefügt. Zu „alternativen Geschichten“, wie sie White nennt, mittels derer die gemachten Erfahrungen dann besser, vorurteilsloser und gedeihlicher gefasst und geordnet werden können als mit den gewohnten. Eine bis dahin nur als störend erlebte Krankheit kann so vielleicht plötzlich ihren Sinn bekommen.

Finstere Geschichte

Die moderne Computersprache bezeichnet Unglücksgeschichten gerne als Fehlprogrammierungen, die man einfach abstellen und auswechseln kann, und dann ist alles wieder gut. Man kann das probieren: „Mach es wie die Sonnenuhr“, „don't worry, be happy“, positives Denken und die Programme, die einem periodisch „ich bin gut, ich bin schlank“ auf den Bildschirm blitzen. Gerade in unserer Kultur der trübsinnigen Geschichten kann das vieles bringen. Aber wenn solche Techniken unsere Geschichten auf die sonnigen reduzieren und die finsternen einfach ausblenden, wirken sie verstümmelnd. Wir brauchen auch unsere dunklen Geschichten. Und je mehr wir sie wegschieben, desto finsterner kehren sie zurück.

Damit sind wir bei den verdrängten Geschichten, und bei den geheimgehaltenen. Wie wir uns in jeder Situation nur bestimmter Geschichten bewusst sind und

nur bestimmte Geschichten mit-teilen wollen, verbergen wir andere, vor uns selbst und/oder anderen. Das gehört zur Funktion von Geschichten. Wenn aber manche Geschichten nie gedacht oder nie erzählt werden dürfen, weil sie andere in Frage stellen würden, kann das dysfunktionell werden - störend.

Wenn z.B. die herrschende Geschichte von der Gütigkeit der Krankenschwestern es nicht erlaubt, gegenüber Kranken auch Wut, Ablehnung und Hass zu erleben, kann das die pflegerische Flexibilität beeinträchtigen. Denn es ist anstrengend, Gefühle nicht haben zu dürfen. Sowohl die Unterdrückung ist erschöpfend als auch die Umformung in Schuldgefühle, welche dann zu überanstrengendem, unbegrenztem Wiedergutmachen, Nichtgeschehenmachen, Wegputzenmüssen veranlassen - was alles den Teufelskreis von Wut und Wutverbot nur verstärkt.

Darum ist es gedeihlich, unsere Geschichten immer einmal wieder als solche wahrzunehmen und damit die Tatsache, dass ihnen Unerzähltes, Unbewusstes und Verstecktes notwendig entspricht. So behalten wir es uns wenigstens grundsätzlich offen, uns und anderen auch von den Schattenwürfen unseres Bewusstseins zu erzählen - was in solchen Fällen außerordentlich entlastend und integrierend wirken kann.

All diese Wandlungen bewussten sprachlichen Ausdrucks und Ver-ständnisses passieren natürlich am allerhäufigsten außerhalb von Therapien - im in-dividuellen wie im ge-sellschaftlichen Leben. Das Aufkommen neuer Geschichten charakterisiert Umbruchszeiten, wo neue oder bislang unbeachtete oder unterdrückte Sicht-

weisen plötzlich zur Sprache kommen. In revolutionären Zeiten z.B. werden plötzlich andere Geschichten repräsentativ und typisch für das, was gesagt werden soll, als vorher. In wissenschaftlichem Zusammenhang nannte Thomas E. Kuhn das einen „Paradigmawechsel“, einen Wechsel also der Geschichten, welche die geläufige Denkweise belegen. Im individuellen Leben ist klassischerweise die Pubertät eine Zeit, in welcher die Jungen sich von ihrer Familiengeschichte lösen und neue, eigene Geschichten finden - wobei sie oftmals Aspekte an den Tag bringen, welche die Familienlegende bis dahin beiseite gelassen hatte. Aber auch wenn Sie Berufs- oder Arbeitsort wechseln oder neue Beziehungen eingehen, werden jedesmal wieder andere Ansichten Ihrer eigenen Geschichte und andere Identitäten aufleuchten, und lose Kapitel Ihres Lebens, die in Ihrer bisher erzählten Biographie wenig Sinn machten, erscheinen plötzlich in ihrem Zusammenhang, während andere plötzlich funktionslos werden.

Solche Wandlungen, Erweiterungen, Ergänzungen unserer Geschichte und damit unserer Organisation, vollziehen sich indessen wohl am häufigsten langsam und unauffällig, eigentlich mit jedem genauen Hinhören auf andere. Sie kennen doch das: Sie hören die Geschichte eines Patienten oder einer Patientin an, sind berührt und erzählen und hören nachher manches nie wieder wie vorher.

Hinhören ist eben genauso geschichtenbildend wie Erzählen - wenn es seinen Namen verdient. Im Hinhören realisiert sich übrigens, da wir vom Gebrauch der Geschichten reden, deren Unterhaltungswert. Es ist im weitesten Sinne unterhaltend, seinen eigenen Erfahrungshorizont durch Wahrnehmen von Fremdem zu erweitern und die eigene Geschichte durch befremdetes Hinhören ent-selbstverständlich zu erfahren - White redet hier von der „Exotisierung“ des Gewohnten. Eigentlich gibt es Geschichten ja überhaupt nur in der Kommunikation, überhaupt nur im Gespräch. Und manchmal ist es im Hin und Her von Erzählen und Zuhören schwer oder unmöglich, zu sagen, wessen Geschichte eigentlich gespielt werde.

Kraft der Geschichte

Geschichten wirken suggestiv. Sie können die Beteiligten beeinflussen, anregen, verführen, manipulieren, auch Gewalt ausüben: Sie wissen, wie mächtig Geschichten uns und andere in Erwartungen, Rollen, Haltungen zwingen und prägen können - denken Sie an die Wirkung von Krankengeschichten mit ihren Anamnesen, Diagnosen und Prognosen. Geschichten können

tatsächlich in Fleisch und Blut übergehen: wie rasch schlafen die Leute ein, wenn Sie ihnen ihr Placebo mit hinreichender Überzeugungskraft als Schlafmittel verkaufen. So können wir Geschichten als Werkzeuge gebrauchen, auf andere einzuwirken. Und es ist immer nützlich zu wissen, was für ein Werkzeug wir in den Händen haben.

Geschichten stehen also an der Nahtstelle zwischen menschlichem Ich und anderem, sind die Nahtstellen - und so stiften sie auch Gruppen. Gemeinsame Träume, Mythen oder Geheimnisse, gemeinsame Vorgeschichten erlauben es, kollektive Identitäten aufzubauen, die kollektives Erleben und Handeln ermöglichen. Jede Firma, Religionsgemeinschaft oder politische Richtung organisiert sich um ihre zentralen und immer neu wiederholten und Reinszenisierungen Erzählungen. Und damit komme ich endlich zur Geschichte im engeren Sinn.

Belegbare Geschichte

Die gemeinsame Geschichte unserer neuzeitlich-westlichen Kultur hat stark die Form der Geschichte im engeren, wissenschaftlichen Sinn, angenommen. Einer Geschichte also, welche erzählt, was in der Vergangenheit nachweislich geschehen ist. Wir sind eine Gesellschaft, welche ihre gemeinsame Geschichte vor allem in der realen Vergangenheit lokalisiert, die durch Dokumente aller Art gut belegt ist. Stammbäume, Bücher, Bauten, Urkunden garantieren uns in diesem Sinne unsere kollektive Identität.

Umgekehrt nehmen unsere Mächtigen auf unsere Identität gewaltigen Einfluss, indem sie das, was sie als Geschichte weithin anerkannt wissen wollen, mit Denkmälern aller Art überreich dokumentieren. Während sie, was ihnen nicht passt, zu übersehen oder zu zerstören, bestenfalls am Rande zur Kenntnis zu nehmen pflegen. So macht sich Macht selbst unsterblich, seit niemand mehr das ewige Leben im Jenseits garantiert.

Unsere Geschichte ist also in realer Vergangenheit lokalisiert und wissenschaftlich erschlossen und erzählt, d.h. jeder Nachprüfung und Kritik offen. So unterscheidet sie sich von irgendwelchen anderen „Geschichten“. Besonders dem materialistisch-wissenschaftsgläubigen 19. Jahrhundert war es ein großes Anliegen, wissenschaftlich belegte Geschichte, die es als wahr betrachtete, scharf von nicht belegbarer zu unterscheiden, Mythos und Logos zu trennen, Geschichte mit Geschichten nicht mehr zu vermischen.

Charles Darwins Entwicklungsgeschichte bezog einen Teil ihrer Bedeutung daraus, dass sie die biblische Schöpfungsgeschichte

widerlegte, antike Geschichten wurden mit Hilfe von Ausgrabungen auf ihren wahren Gehalt hin untersucht.

Das 19. Jahrhundert ist auch dadurch gekennzeichnet, dass es in der einzelnen Erzählung das Allgemeingültige sucht. Einzelne Geschichten, selbst wenn sie nachweislich stattgefunden haben - auch die Geschichten einzelner Kranker - scheinen ihm wenig auszusagen. Erst die klinische, statistische, epidemiologische Verallgemeinerung erscheint ihm wissenschaftlich. Es entwirft in diesem Sinne einige „große Geschichten“, die bis heute ihre großen Wirkungen entfalten - Erdgeschichte, verschiedene Kulturgeschichten, den historischen Materialismus (Karl Marx 1818-1883), die Geschichte der Evolution der Arten, ferner die gesetzmäßigen Entwicklungsgeschichten des Individuums.

Ernst Haeckels (1834-1919) „biogenetisches Grundgesetz“ besagte, dass jeder Keim im Verlauf seiner Entwicklung die ganze Entwicklungsgeschichte vom Einzeller über Fisch und Affe durchmacht, bevor er seine reife Form erlange, Sigmund Freud (1856-1939) entwarf die Entwicklung vom oral organisierten Säugling zum genital organisierten reifen Menschen (bzw. auch hier: zum reifen Mann), auch Theo- und Anthroposophen (Rudolf Steiner, 1861-1925) kümmerten sich um die Entwicklungsgeschichte des Menschen. Und alle diese großen, wissenschaftlichen Geschichten dienen dem 19. Jahrhundert dann als Rahmen, in welche es die „kleinen“, individuellen, einzelnen Geschichten einordnet.

Geschichte trennt Geschlechter

Es scheint, dass die Anstrengung des 19. Jahrhunderts, wissenschaftlich beglaubigte Geschichte von anderen Geschichten scharf zu unterscheiden, eng verwoben war mit der zeittypischen Polarisierung der Geschlechter. Mann und Frau wurden nun vorwiegend unter dem Aspekt ihrer Wesensverschiedenheit betrachtet: Ihm waren Intelligenz und Willen, Wissenschaft und der öffentliche Raum zugeordnet, Ihr hingegen Gefühle, Körperlichkeit und die Intimität des Hauses samt der Familie. Und da war nun die wissenschaftliche Geschichte dem Mann und dem gesellschaftlich einzig bedeutsamen, öffentlichen Raum zugeordnet, in welchem Männer sich bewegen, „die Geschichten“ aber, die trivialen, unbedeutenden, die Bett-, Hintertreppen- und Klatschgeschichten dem privaten Raum, in welchen die Frauen nun sozusagen eingesperrt wurden.

So scheint es gekommen zu sein, dass „die Geschichte“ („die Weltgeschichte“) seinerzeit vorwiegend in Form von Macht-,

Schlacht-, Helden- und Fortschrittsge-
schichten erzählt wurde, alles andere aber
als historisch unwichtig oder abwegig galt.
Frauen und andere Unterdrückte und Be-
siegte erschienen in diesem Licht als weit-
gehend geschichtslose Wesen, wie Afrika
als geschichtsloser Kontinent erschien - in
komplexer Wechselwirkung damit, dass
man da wenig steinerne Denkmäler und
gedruckte Bücher fand.

Bertolt Brecht lässt einen lesenden Arbeiter
fragen: „Wer baute das siebentorige The-
ben? In den Büchern stehen die Namen von
Königen. Haben die Könige die Felsbroc-
ken herbeigeschleppt? Cäsar schlug die
Gallier. Hatte er nicht wenigstens einen
Koch bei sich? Philipp von Spanien weinte,
als seine Flotte untergegangen war. Weinte
sonst niemand?“ Ans Kochen und ans Wei-
nen denkt Brechts Arbeiter, aber die Frauen
vergisst auch er. Wenn Frauen, die nicht
gerade Königinnen und ähnliches waren, in
der wissenschaftlichen Geschichtsschrei-
bung in der Tradition des 19. Jahrhunderts
auftauchen, dann vorwiegend in den zeit-
und namenlosen Rollen von Gattinnen,
Müttern, Musen, Helferinnen.

Krankenpflege-Geschichte

Die ältere Geschichte der Krankenpflege ist
nun natürlich von diesem Umstand mitge-
prägt. Im Rahmen der herrschenden wis-
senschaftlichen Fortschrittsgeschichte in
ihrer Verschränkung mit der Heroisierung
des Mannes wird die Krankenpflege als
Dienst am Menschen verstanden, der sich
der Tyrannei der Kirche entwunden und der
Medizin angeschlossen hat. Die ihres Fami-
liennamens entblöbte „Schwester“, die
Teile ihrer Kleidung und Bezeichnung noch
aus dem Kloster bzw. aus feudali-
ständischen Zeiten mitbringt, säkularisiert
sich zur schwesterlichen, d.h. in ihrem be-
schränkten Bereich kompetenten, asexuel-
len, weiblich-hingebungsvollen Frau.

Eine gewisse selbständige Professionalisie-
rung wird dabei zugestanden, und einzelne
weibliche Figuren werden hervorgehoben

als Mütter großer Werke, Vorkämpferin-
nen, Heldinnen - nach dem Modell des
Mannes, aber auch in der Tradition des
christlichen Mittelalters, welchem eigen-
ständige Frauenfiguren wie Fürstinnen,
Heilige und Gelehrte nichts Fremdes wa-
ren. Aber es passt zur Geschichtsschrei-
bung der Zeit, dass sie sich stark um Grö-
ßen wie Florence Nightingale (1820-1910)
und Henri Dunant (1828-1910) kümmert,
deren Werke auf dem Schlachtfeld gewach-
sen sind, und dass noch 1936 ein wohlwol-
lender Arzt die Geschichte der Kranken-
pflege als einen „Siegzug der Ethik“ pries
(W. Alter im Vorwort zu Lucy Ridgely
Seymer: Geschichte der Krankenpflege,
deutsche Übersetzung).

Sie wissen, wie prägend diese Sicht bis
heute durch äußere und innere Instanzen
auf die Pflege wirkt, transportiert und kon-
serviert durch Ausbildung, Kleidung, Öko-
nomie, Organisation der Pflege, Spitalbau,
Struktur der Medizin, aber auch durch tief-
sitzende Mentalitäten, die sich in Haltun-
gen, Gesten, Ritualen äußern und erneuern.
Und nicht zuletzt ist da der Kinderspiele
zu gedenken und der Arztromane und Fern-
sehserien, welche viele von Ihren Patien-
tInnen konsumieren. So werden wir Trä-
gerInnen alter Geschichten, ob wir es wollen
oder nicht. Nur, wie weit wir von deren
Identifikationsangeboten Gebrauch machen
und wie weit wir sie ablehnen wollen, liegt
noch bei uns.

Natürlich hat diese ältere Geschichtsschrei-
bung enorme und zentrale Bereiche der
Geschichte, namentlich auch derjenigen der
Pflege, unbeachtet gelassen. Sie wissen,
wie viel Realität Ihres Berufes durch sie
wenig oder nicht fassbar wird, und dass die
pflegerische Identität, die ihr entspricht,
alleine in der Pflegewelt nicht genügt oder
sogar behindert.

Ich glaube, dass viel Ablehnung der Ge-
schichte - auch derjenigen der Kranken-
pflege - diesen älteren Typus von Ge-
schichtsschreibung meint: diese Geschichte
brauchen wir nun wirklich nicht. Im Ge-
genteil: wir werfen sie über Bord und fan-
gen ganz neu an. Damit haben wir uns frei-

lich entschieden, einen besonders ge-
schichtswirksamen, klassisch-westlichen
Mythos zu leben: den Mythos des jungen
Helden, der sich von allen Bindungen, na-
mentlich von der Mutter, losreißt, um frei
und voraussetzungslos Neues zu schaffen,
zu gründen, zu erobern, um nur sich selbst
zu sein.

Alltags-Geschichte

Wir können an diesem Punkt aber auch erst
recht beim historischen Denken bleiben -
um der Vielfalt willen und um die traditio-
nelle Geschichtsschreibung in ihren Rah-
men zu stellen. Das ist in den letzten Jahr-
zehnten auch geschehen. Vieles, was die
klassische Geschichtsschreibung als unhi-
storisch bzw. als historisch unwichtig aus
ihren Erzählungen ausklammerte, und was
alles für die Geschichte der Krankenpflege
große Bedeutung hat, ist unterdessen auf-
gearbeitet worden: als Sozial- und Mentali-
tätsgeschichte, Geschichte der Frauen, der
Geschlechter, der Dritten Welt, des Alltags,
als Patientengeschichte - als „Geschichte
von unten“.

Das war und ist manchmal mühsame Ar-
beit, weil diese Teile der Vergangenheit
schlechter und vergänglicher belegt und
schwerer nachweisbar sind als die penetran-
t markierte Geschichte der weiß-christlich-
männlich dominierten Kunst und Macht.
Aber es ist offenkundig, dass diese neuere
Geschichtsschreibung viel geeigneter ist,
die komplexen Realitäten der Krankenpfle-
ge - damals wie heute - zu erfassen. Frei-
lich zeigt es sich in ihrem Lichte auch, wie
vielfältig das Bild „der“ Krankenpflege ist,
wie verschiedene und zum Teil wider-
sprüchliche Stränge der Geschichte da hin-
einverwoben sind und entsprechend wie
vielerlei Identifikationsmöglichkeiten die-
ser Beruf bietet.

„Die historisch gewachsene Struktur der
Krankenpflege ist uneinheitlich und plurali-
stisch“, schreibt dazu Hilde Steppe in

ihrem Text „Aus der Geschichte lernen?“ (Steppe, 1987). Auf dem Hintergrund der Erfahrungen mit der totalitär vereinheitlichten Sicht der Krankenpflege im Nationalsozialismus erscheint das positiv, ja lebenswichtig, auch in Anbetracht der modernen Tyrannei des Geldes kann es das wieder werden.

Die behindernde, lebens-unfreundliche Seite eines solchen Angebotes von zum Teil unvereinbaren Geschichten sind natürlich Spannungen und Brüche, innerpsychisch und sozial. Solche Widersprüche sind Folgen und Ursachen von Unterdrückung - wie andererseits Machtstellung immer mit vereinheitlichter Identität und Geschichte zu tun hat. Macht kann nämlich, was sie nicht integrieren kann, immer von sich wegprojizieren und nach unten delegieren, sozial abwärts verdrängen sozusagen.

Wahre Geschichte?

Doch nochmals zurück zur neueren Geschichtsschreibung und ihrer möglichen Bedeutung für die Krankenpflege. Die neuere Geschichte hat auch sich selbst neu angeschaut. Die Wissenschaftsgeschichte hat sich um den Wissenschaftsbegriff gekümmert: was heißt denn „wahr“? Wie kam es, dass „wissenschaftlich“ so lange Zeit mit „wahr“ gleichgesetzt wurde? Wie steht es mit psychischen Wahrheiten, Träumen, mit der Erlebnisseite? Wieso orientieren wir uns im Zweifelsfall eher an der Krankengeschichte mit ihren Daten und Befunden als an den Geschichten der Kranken?

Dem Mittelalter galt als wahr, was in der Bibel steht, was sich einem im Gebet erschloss, was Menschen in Visionen erschauten - als so wahr, wie heute ein experimenteller Befund oder der Wert einer Geldnote mit der Unterschrift des Präsidenten der Bundesbank (in der Schweiz des Bankrates) darauf. Wie kommt es, dass öffentliches Wirken wertvoller gilt als unveröffentlichtes, nur wenigen bekanntes Tun - und Lassen? Wie kommt es, dass die Entdeckung eines Enzyms höher honoriert wird als ein entscheidendes Gespräch, dass als „Spitzenmedizin“ die neueste und teuerste Medizin gilt und nicht die, welche optimal betreut? Das war nicht immer selbstverständlich, das ist historisch geworden.

Für die mittelalterliche Pflege stand Christus hinter jedem Armen, das gab jeder Pflegehandlung eine eigene hohe Würde. Die Geschichte der Werte ist eine besonders brisante Geschichte. Und schließlich ist, gerade in den letzten Jahren, die wissenschaftliche Geschichtsschreibung sich ihrer eigenen Geschichtenhaftigkeit zunehmend bewusst geworden - schon im Zusammenhang mit der beschriebenen Vielfalt der modernen Ansätze. Die so genannte „oral history“, die auf mündlichem Gespräch mit Zeuginnen des Geschehenen

beruht, war und ist von vornherein damit konfrontiert, dass verschiedene Menschen ihre Erzählung verschieden organisieren, dass Fakten und Erzählung zweierlei sind. Die Gedächtnisforschung und die Biographie (die Lehre von der Erzählung der Lebensgeschichte) wissen längst, wie verquickt die Wahrnehmung des Erinnernden mit der Situation der Erinnernden ist.

Mit alledem ist die moderne wissenschaftliche Geschichtsschreibung manchmal gar nicht mehr sicher, ob sie überhaupt Vergangenheit beschreiben könne oder ob alle ihre Berichte nur die eigenen Konstruktionen widerspiegeln? So fragt sie sich gelegentlich, wie sie sich überhaupt von der Literatur, vom Geschichtsschreiben, unterscheidet und hat sich daher in die literaturwissenschaftliche Lehre vom Erzählen, in die so genannte Narrativistik, eingearbeitet.

Unterscheidet sich Geschichte von Geschichten nur darin, dass sie eine andere Beziehung zwischen Erzählenden, Gegenständen und Hörenden vermittelt? Nur darin, dass sie vorwiegend versucht, die fremde und nicht die eigene Geschichte zu hören bzw. zu erzählen, und diese Absicht durch Dokumente belegt?

Auch die wissenschaftliche Geschichtsschreibung weiß neuerdings, dass die eigene Geschichte in das Hören und Erzählen von Fremdem notwendig mit einfließen, dass auch die eigene Psyche eine kritisch zu betrachtende Quelle ist. Sie bemüht sich deshalb, auch die eigene Position besser zu kennen und erkennen zu lassen, um die fremde möglichst unverzerrte Gestalt annehmen zu lassen.

In diesem Sinne kann Geschichte der Erkenntnis dienen, der Schulung der differenzierenden, bewussten Wahrnehmung der Welt, zu der auch wir selbst gehören. Ob wir Geschichte so gebrauchen wollen, ist eine andere Frage.

Notwendige Geschichte

Ja, wozu brauchen wir Geschichte, wissenschaftlich erarbeitete Geschichte? Kein Zweifel: wir brauchen sie nicht unbedingt - wir sollen nur nicht glauben, dass wir unsere Herkunft und Vergangenheit, individuell und sozial, anders als mit Hilfe irgendwelcher Geschichten in Sprache fassen können. Wenn wir aber wissenschaftlich erarbeitete Geschichte brauchen, so können wir das, Sie haben es gesehen, auf sehr unterschiedliche Weise und mit sehr unterschiedlicher Wirkung tun: zur Unterhaltung, als Werkzeug, als Waffe, als Schutz, Schirm und Profilierungsmittel, zur Herstellung von Identität, individueller oder kollektiver, zur Bestätigung, zur Verunsicherung, als Erkenntnismittel, oder alles zusammen und noch mehr, vielleicht auch einmal so und einmal anders.

Darum möchte ich mit der Frage an Sie schließen: Wozu brauchen Sie die Geschichte, die hier vorgetragen werden wird, diesen oder jenen Beitrag - „Wozu brauchen Sie, gerade jetzt, Geschichte?“

Literaturhinweis

Hillman. A Note on Story. 1974. In: Loose Ends. Zürich, 1975.

Thomas E. Kuhn. The Structure of Scientific Revolutions. 1962.

Hilde Steppe. Krankenpflege im Nationalsozialismus. Frankfurt/Main, 1987.

Michael White. Die Zähmung der Monster. Heidelberg, 1990.

Dieser Beitrag entstand nach einem Referat von Esther Fischer-Homberger, gehalten auf dem 1. Internationalen Kongress zur Geschichte der Pflege der Kaderschule für die Krankenpflege in Aarau, 22.-23.10.1992.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Zeitschrift „Krankenpflege“ des Schweizer Berufsverbandes, die den Beitrag im Mai veröffentlichte.

***Aus: Pflege aktuell 9/23, 510-514, Paginierung exakt, Umbruch nicht. Die beigegebenen Fotos von Bärbel Högner wurden weggelassen, der Text sehr geringfügig verändert.**